

Der Vater ist sein eigener Herr und der Deine. Und damit Punktum!"

Sie ging und ihre Schritte hallten auf den Kies, wie sie im Born so gewaltig auftrat.

Sie hat doch gar einen zierlichen stattlichen Gang! dachte der Auer-Gepp, wie er dem schmucken Frauenzimmer nachsah, dessen blankte Sohlen in regelmäßigem Takt abwechselnd hinter der Davonschreitenden sichtbar wurden.

Erst als sie eines Büchenschusses Weiße von ihm entfernt war, kamen ihm wieder andere Gedanken. „Nun, wenn sie's schon gar nicht wissen mag — meinethalben!“ sagte er. Sobald er sie nicht mehr vor sich sah, ging ihm auch das Mitleid aus, mit dem ihr Anblick jedesmal sein gutes Herz rührte. Den Klang ihrer herben Worte noch in den Ohren, sah er neuerdings auf den gefährdeten Wald.

Schon blinkte dort und da aus Gehölzen ein Licht. Aber auf freiem Felde ist's noch ganz hell. Helle, still und feierlich. Eine Glocke tönt jetzt von der Kirche her, obgleich der Gepp meint, das Abendläuten sei schon vorüber. In Tirol wird mehr als irgendwo von den Kirchtürmen geläutet.

Der Knecht zieht die Mühe von den blondwolligen Haaren, und während er so seine Schritte zurücknimmt, denkt er bei dem frommen Klange an eines der letzten Worte der Marie Pardatscher.

„Morgen ist Sonntag, da wird der Vater schon zu finden sein, wenn ihn einer braucht.“

Tawohl, morgen beim Kirchgang wird er gewiß zum Vorschein kommen. Das Hochamt verläßt er nicht. Das wäre sündhaft und wider den Anstand und alle Ehrbarkeit. Und überdies leidet der Wirth um die Zeit keinen in der Gaststube!

Wie er dies in Gedanken vor sich sieht, giebt's ihm unwillkürlich die Richtung, wohin ihn seine Füße tragen sollen.

Wenn Joseph Auer auch nur ein Knecht ist, den der Bald und die Thorheit seines Brotgebers nicht angehen, er möchte doch wissen, ob er diesem nicht Unrecht thut und ob's wahr ist, was man auf dem Hofe munkelt, seit man den Pfannenstielbauer nicht mehr daheim gesehen hat. Heute Abend ist ja Feierabend; fürwahr allein braucht ihn da nicht nach der Schenke zu führen.

Er geht so hin und weiß selbst nicht recht, woran er denkt und eine Vorstellung schiebt sich unwillkürlich vor die andere, ein Wunsch verdrängt den anderen, nichts hält fest in seinen Gedanken, bis er vor dem Gasthaus „Zum süßen Löchel“ Halt macht, das nahe bei der Kirche zwischen Scheunen und Ställen vor einem sauberen Garten steht.

Es ist mittlerweile Zwielicht geworden. An allen Dingen hängen lange undeutliche Gestalten, die in Schatten überzugehen trachten. Nur die Fenster des Wirthshauses sind ganz hell und werfen den Widerschein ihrer glänzenden Bierdeckel auf die dunkle breite Straße hin.

Gepp schaut sich, einzutreten. Er gehört nicht in die Stube, wo die Bauern sitzen, und drückt er sich auf der andern Seite herum, so werden sie ihn hänseln, daß er ausgeschickt worden sei, den reichen Mann vom Pfannenstiel zu holen, der gar nimmer heim mag, seit er das famose Geschäft gemacht hat, so einem italienischen Holzwurm den prächtigen Wald zu verkaufen.

Er wird um dieses Geschäftes willen nicht etwa getadelt, sondern gelobt und vor Allem beneidet. Besonders im Gasthaus. Hat doch der Wirth Grund genug, sich über derlei Ereignisse zu freuen.

„Gepp, was geht's Dich an!“

„Ja, ja! Aber wenn heute Abend abge schafft wird und der Pfannenstielbauer findet nicht heim — wie er seit vorigem Sonntag gar nicht heimgefunden hat — und thut sich ein Leid? Er hat schon neulich seine liebe Noth mit ihm gehabt.“

Da steht er vor dem Fenster und guckt bescheidenlich durch die Scheiben.

Der wohlblühliche Kajetan Pardatscher, Pfannenstielbauer im Boznerboden, sitzt breitbeinig drin, die Beine von sich gestreckt, die Ellenbogen aufgestemmt, den großen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Ein Halbduzend andere würdige Mannsen hocken um ihn herum und schauen ihm auf den Mund, der viel Kluges zu sagen haben muß, denn er ist des Redens noch nicht müde, obwohl die Augen nicht mehr zusehen mögen und ein- und anderemal zufallen. Der Kopf sinkt dann nach, aber wenn nach wiederholtem Nicken das Rinn die Brust berührt, dann schnellen Haupt und Augen wieder in die Höhe und der Bauer haut mit der Faust auf den Tisch, als wolle er sich selber aufwecken. Dann hebt er das Gläschen mit rothem Wein hoch auf, führt es langsamer an die Lippen und thut, als nippete er ein wenig. Er neigt aber die Lippen kaum und einen herzhaften Schluck mag er schon lange nicht mehr.

Er hat des Guten genug und zuviel. Er ist überhaupt von Natur kein Saufhaus und kein gewöhnlicher Wirthshauskumpen.

Der Rausch kam über ihn, wie er das viele gemünzte Gold auf einmal vor sich sah. Der Weinrausch war nur eine Folge des Gelbrausches. So viele „Maranghi“ hatte der Pfannenstielbauer sein Lebtag noch nicht auf einem Haufen beisammen gesehen! Die blizlet ihn so verführerisch, so sinnverwirrend an, daß er vor Ueber-

muth sich gar nicht mehr fassen konnte. Da mußte was Außerordentliches geschehen. Da mußte ein Feiertag von ganz besonderer Dauer und Ausgiebigkeit gehalten werden. Das viele Geld! So etwas war ja noch gar nicht dagewesen! — Nein, noch niemals! Aber es wird wiederkommen, denn diejenige Summe, die er erhalten, war ja nur eine Anzahlung! nur das erste Drittel des im Kaufkontrakt ausbedungenen und zugestandenen Kaufpreises! . . . Noch zweimal soviel! Hurrah!

Wenn er daran dachte, da hätte der Pfannenstielbauer dem Erdboden einen so gewaltigen Tritt geben mögen, daß er ihn zehn Klaster hoch in die Luft schnellen sollte. So ein Reichthum war nach seiner Meinung etwas ganz Unmensliches! Seringschäbig sah er im Bollbewußtsein seiner Klugheit, seines Reichthums und seines Glückes auf das andere Menschengesinde in der Dorfstraße neben ihm. Darum unterblieb auch der Luftsprung und jede andere geräuschvolle Auslassung seines Uebermuths, die ihn vor dem geringen Paß herabgesetzt hätte. Er wußte, was Würde sei. Aber Lust mußte sich die herzbedrückende, hiruerverwirrende Freude denn doch machen.

Und darum trug er sie ins Wirthshaus und ließ auftragen und ausspielen und lud den und jenen heran und verkündete sein großes Glück und Verdienst und feierte das nach Gebühr und darüber. Daß er dazu eine volle Woche brauchte und dabei acht Tage nicht ausnücherte, schien weder ihm noch seines Gleichen wunderlich.

Nun aber war denn doch Feierabend geworden. Joseph Auer, der vor dem Fenster stand, sah die Lampen der Freude nur mehr trübe brennen; das Del war verzehrt und die Dochte verkohlt; die Flämmchen gaben keinen Schein mehr und eine nach der anderen ging übel qualmend aus.

Der Wirth stellte sich taub, die Gäste verfragten, die Spielente wickelten ihre Instrumente ein, und wenn der Pfannenstielbauer an ein Glas rühren wollte, stieß er es in rauschigem Ungeschick um, statt es an die Lippen zu bringen. Der Wein zerfloß zwischen Krümen und Scherben über der breiten Tischplatte. Ihrer eilige, die der Wirth, verdrießlich weil nichts mehr verzehrt wurde ansah, strengten sich an, den weinschweren Bauer von der Bank zu heben. Es gelang aber nicht aufs erstemal, aufs drittemal auch nicht und war eine dauerhafte Mühsal.

Da kam einer, der wohl im Vorübergehen den Joseph Auer vor dem Fenster lauern sah, in die Nacht heraus und sagte:

„Komm' herein, Gepp, es ist Zeit, daß Du den Pfannenstielbauer heimbringst. Allzu leicht wird er Dir das nicht machen.“

Gepp macht nicht mehr Umstände, als ein Livreefutscher macht, der vor dem Theater auf seine Herrschaft wartet und nun zum schleunigen Vorfahren gerufen wird.

Pardatscher lud sich ihm mit dem rechten Arm über die Schulter und hielt sich mit der linken Hand krampfhaft an seinem eigenen Geldgürtel fest. So verlor er zwar das Gleichgewicht, aber niemals, auch nicht in der ärgsten Trunkenheit, welche die frische Nachtlust in ihm weckte, das Bewußtsein seines Reichthums und seiner Bedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Ueber Forellenzucht und Forellenzucht berichtet ein erfahrener Fischzüchter, Herr R. v. Polenz in Sachsen, in der „Deutschen Fischereizeitung“ wie folgt: Als durch Wasserregulirungen, Kunstweiesenbauten und industrielle Anlagen aller Art die natürliche Forellenzucht in vielen Wassern gestört, ja fast vernichtet war, begann ich mit der künstlichen Zucht, die denn nach langjährigen vergeblichen Versuchen auch endlich zu einem günstigen Resultat führte. Eine ein bis zwei Monate alte künstlich erbrütete Forellenbrut wurde in kleine Quellbäche gesetzt, deren unteres Ende mit einem Siebgeflecht in der Weise geschlossen war, daß die Brut nicht abschwimmen konnte. 6, 8, auch 12 Monate wurde die Weiterentwicklung der kleinen Fische der Natur überlassen, weil mit der künstlichen Fütterung kein Gewinn erzielt werden konnte. Nachdem die Forellchen das Alter von einem oder auch einem und einem halben Jahre erreicht hatten, wurden sie auf verschiedene Weise aufgezogen und gemästet, und es wurde dabei festgestellt, daß sie von diesem Alter an in Teichen und anderen geschlossenen Gewässern schneller wachsen und gedeihen als in Bächen. Aus diesem Grunde wird die weitere Aufzucht und Mästung jetzt nur noch in Teichen oder künstlichen Wasserbecken betrieben, und zwar in den ersteren auf natürliche Weise, in den letzteren aber mit künstlicher Fütterung. Als Forellenteiche sind solche am ertragreichsten, in welchen hinlänglich frisches Wasser mit gutem Fall ununterbrochen ein- und abfließt; auch Teiche, unmittelbar auf kräftige Quellen gesetzt, liefern günstige Ergebnisse. Die geeignetste Größe für Forellenteiche, in welchen die Natur das nöthige Futter selbst erzeugt, ist eine Ausdehnung von 25 bis 27 Ar, mit einer Tiefe von 1½ bis 3 Meter am Auslauf, aber mit flachem Wasserstand am Einlauf. Der flache Wasserstand am Einlauf bedingt

Wasserpflanzen und diese bedingen wieder animalische Futterentwicklung für die Fische, während der hohe Wasserstand am Auslauf günstige Wassertemperatur herbeiführt. Die künstliche Fütterung der Forellen in ausgemauerten Becken lieferte gleichfalls günstige Erfolge. Weniger günstig waren dagegen die Resultate bei Fütterung mit lebenden Fischen, Fröschen, Regenwürmern und Insekten, da diese Futterthiere nicht in beliebiger Menge beschafft werden konnten und beim Uebergang des einen Futtermittels zu einem anderen bedeutende Rückschläge in der Mästung eintraten. Die günstigsten Resultate wurden erzielt bei der Mästung mit nicht lebenden Futtermitteln, und zwar bei 60 Proc. Fleischmehl, 30 Proc. geringem Getreidemehl und 10 Proc. Viehsalz. Diese werden im Wasser zu einem zähen Brei gemengt, darauf abgetrocknet und den Forellen in das Becken in kleinen Brocken täglich zweimal in solchen Mengen vorgeworfen, wie sie dieselben, ohne Ueberreste zu lassen, gierig fressen. Bei dieser Fütterungsweise wurde in zwei Monaten gewöhnlich eine Verdoppelung des Gewichtes bei mäßigen Kosten erzielt.

— Hufe weich und elastisch zu erhalten, hat man verschiedene Hufschmierer, zum Theil unter hochtönenden Namen, empfohlen und auch angewendet, aber keine von allen hat ihren Zweck erfüllt, weil die aus Thierfett bereiteten auf dem Hufe ranzig werden und dann reizend und austrocknend wirken und wie die mit Harzen oder ätherisch-brenzlichen Stoffen versehenen auf den Hufen feste, harte Krusten bilden, welche die Einwirkung der Feuchtigkeit abhalten und dadurch das Hufhorn spröde und bröcklig machen. Seit das Vaselin, welches nie ranzig und trocken wird, hergestellt wird, läßt sich durch Verbindung desselben mit Glycerin, welches das Horn sehr erweicht, aber für sich allein zu leicht vom Wasser abgewaschen wird, eine Hufschmiere zusammensetzen, welche sich gegen spröde und bröckliche Hufe vorzüglich bewährt. Sind aber die Hufe nicht spröde, so ist es vortheilhafter, überhaupt keine Schmiere anzuwenden, sondern die Hufe nur täglich ein- bis zweimal mit reinem Wasser gut abzuwaschen und bei trockener Witterung oder bei längerem Imstallstehen täglich etwa 4—6 Stunden lang nasse Lappen um die Hufe zu legen, doch vorher jedesmal die Hufe gründlich abzuwaschen.

— Eine merkwürdige Hochzeit. In Philadelphia fand vor Kurzem die Trauung des armlaffen Wundermannes John Hubert mit einem 21jährigen normalen schönen Mädchen, Fräulein Sadie Bonstein statt. Während der Trauung nahm Hubert den Verlobungsring mit den Zähnen aus der Hand des Priesters, erfaßte mit dem Fuße die Hand der Braut und steckte ihr den Ring an. Er selbst placirte den goldenen Reifen an der vierten Zehe seines linken Fußes. Nach der Trauung schlang der glückliche Neuerwählte den linken Fuß um die Taille seiner Braut, drückte sie an sich und gab ihr einen Kuß auf die Stirn.

— In der kleinen Weste Oberhaus oberhalb Passau, die schon lange in eine militärische Strafanstalt umgewandelt ist, ist bös predigen. Schon vor einiger Zeit flog dem Prediger auf der Kanzel ein Ziegelstein knapp am Kopf vorbei und vorigen Sonntag schleuderte ein Sträfling mit dem Rufe: „Herunter, Du Hund, Du läst!“ ein Eisenstück nach ihm. Das Geschloß traf den Geistlichen, der sich rasch zur Seite gewendet hatte, in den Nacken.

— Wie man das Rasiren lernt, verräth das „Wiener Ill. Extr.“ in folgender Weise. In den Rasirstuben führen nur Meister und Gehilfen das Messer, während der Lehrling bloß Seifenschaum schlägt, das Waschbecken bringt, nach Bier über die Gasse geschickt oder Perrückenhaare einrädel. Das Bartschneeren ist eben eine heikle Sache, denn die Messer sind scharf und eine Menschenlehe ist bald abgeschritten. Der Junge muß das Rasiren aber doch irgendwo erlernen, und zwar an lebenden, mit Bartstoppeln versehenen Geschöpfen, während er das Frisiren auch an Puppenköpfen üben kann. Wo also und wem gegenüber wird dem Lehrling das erste Mal das Messer in die Hand gegeben, damit er Fertigkeit erlange in der Kunst der Bartabnahme? Dies geschieht in der Lehrlingschule, und — wie ein Augenzeuge berichtet — unter einigermaßen heiteren Umständen. In der richtigen Ermägung, daß nur sehr verzogene Individuen sich dem Messer eines Lehrlings aussetzen, werden von der Schulleitung Hunderte von Freilarten zur Bartabnahme an Wassenquartiere, Asyl für Obdachlose und dergleichen Institute verabfolgt. Die Besucher derselben erscheinen unerschrocken in dem Schulkolloc, um sich von den Lehrlingen rasiren zu lassen, denn sie denken: lieber ein wenig geschunden werden, als wie Waldteufel herumgehen. Es ist ein blutiges Geschäft, das die Lehrlingen da verrichten. Nachdem jeder seinen Kunden tüchtig eingeseift hat — ein Vorgang, der sich in mehr als einer Beziehung nützlich erweist — lehrt ihn der Meister das Messer führen. Dies hat seine bedeutenden Schwierigkeiten schon aus dem Grunde, weil die Knirpse meist nicht an ihr Object hinreichen. Da sitzt ein ungeschlachteter Mensch mit verwilderten Haaren und einem achtzähligen Barte. Der